

Der ewige Traum [Fortsetzung]

Autor(en): **Caren**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 3

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634332>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER EWIGE TRAUM

ROMAN VON CAREN

30. Fortsetzung

Vielleicht wäre alles nur ein Missverständnis, sagt' ich ihm und wenn Herr Raffal sich entschliessen könnte, den Herren vom Konsortium klipp und klar zu beweisen, worauf sein Verfahren eigentlich beruht, dann würde die Klage sicher zurückgezogen werden. Aber darauf hat er hartnäckig nicht angebissen. Und als ich dann darauf zu sprechen kam, dass doch schliesslich schriftliche Unterlagen für die Erfindung existieren müssten, da hat er nur ganz treuherzig gelächelt und gesagt, er wäre ein einfacher Mann und der Herr Raffal hätte ihn nie in seine Geheimnisse eingeweiht, sondern ihn bloss hin und wieder zu Handlangerdiensten gebraucht. Ich wusste ja, dass das Schwindel ist, und habe mir gedacht, ich will es andersrum anfangen. „Schade“, sag' ich zu ihm, „wirklich schade, dass man Ihrer Freund nicht helfen kann. Ein so interessanter Mensch! Sie müssen mir wenigstens noch ein bisschen von ihm erzählen, ich hab' eine Schwäche für exzeptionelle Menschen. Ich darf Sie doch zu einem Aperitif einladen? Nur ein paar Sekunden, ich zieh' mir bloss rasch ein Kleid an.“ Und dann hab ich mich hinter der Schranktür umgezogen. „In jedem Mann ist ein Kind und das will spielen“, dachte ich mir mit Nietzsches schönem Wort. Aber was soll ich Ihnen sagen? Es ist unglaublich, was so einfache Leute oft für ein feines Taktgefühl haben. Jeder andere hätte sich doch die Situation natürlich zunutze gemacht. Aber dieser Sarda, dieses schlichte Herz — weinen hätt' ich können vor lauter Rührung — die ganze Zeit, ich hab' ihn natürlich beobachtet, die ganze Zeit ist er brav am Fenster gestanden, mit dem Rücken zum Zimmer und...“

„Bloss keine dichterischen Umschreibungen“, sagt Lussac ziemlich übellaunig und kippt seinen Pernod hinunter. „Ihr Ritter ohne Furcht und Tadel hat eben nicht gewollt. Und sogar auch kein Geld, also?“

„Geld?“ sagt die Baronin in beinah verächtlichem Tonfall. „Gold hab' ich ihm gezeigt, im Schaufenster von Vare Clerf, gleich neben dem Kasino. Mir selber wird immer ganz schwindlig, wenn ich davorstehe — und „schauen Sie sich das an, Herr Sarda“, sag' ich zu ihm, „alles was hier liegt, könnte Ihnen gehören — wenn Sie wollten. Sie könnten Ihr Glück machen und dabei vielleicht noch Ihrem Freund einen Dienst erweisen.“

Einen Augenblick ist er ganz still gewesen und ich hab' schon geglaubt — statt dessen — „Schönen Dank, Frau Baronin“, sagt er ganz ruhig und zieht höflich den Hut, aber jetzt muss ich den Omnibus da nehmen, sonst hab' ich in Menton keinen Anschluss mehr.“ Und weg ist er. Ein grossartiger Charakter — wie von Racine gradezu!“

Aber Lussac scheint ihre moralischen Hochgefühle keineswegs zu teilen. „Verdammte Narretei“, murmelt er vor sich hin, was sich möglicherweise auf André Sarda bezieht und klappt seine goldene Zigarettendose so energisch zu, als ob er die Sitzung aufheben wollte.

Da aber tritt gerade der kleine rot und schwarz uniformierte Chasseur an den Tisch und meldet mit schreiendem Geflüster, dass draussen in der Garderobe ein Chauffeur wäre, der dem Herrn Baron etwas auszurichten hätte. Lussac runzelt nervös die Brauen, als ob er von diesem Intermezzo wenig erbaut sei, steht aber dann doch auf und geht langsam hinaus.

Als er nach ein paar Minuten wieder zurückkommt, sieht



Winterjunntig

Wo ds Bosathorn tönt, im Winterwald,
Wo d'Bäum i'r Sonne träume;
U d'Schneehäng lüchte, tief u halt,
Bliht niemer gärn deheime.

S'zieht alles na de Bärge zue,
Mit Schi, uf Grat u Weide.
Mir finde dert, i freier Ruch,
Die schönste Winterfreude.

(C. Oesch.)

Nebentisch sich durch diesen langen Blick angenehm betroffen fühlt. Dann pfeift er leise durch die Zähne.

„Gar nicht so dumm“, sagt er mit nachlässiger Anerkennung und schenkt der geschmeichelten Baronin ein gönnerhaftes Lächeln. „Gar nicht so dumm! Man müsste nur eben Gelegenheit haben, ihn in aller Ruhe gründlich zu durchsuchen.“

Wieder versinkt er in längerem Nachdenken. Dann stösst er plötzlich mit einer entschlossenen Bewegung seinen Stuhl zurück und sieht nach der Uhr. Er scheint es auf einmal ungemein eilig zu haben. „Muss mal gleich noch einen wichtigen Gang erledigen“, wirft er rasch der Baronin hin, die diesen überstürzten Aufbruch etwas kränkend findet. Aber sie ist geistesgegenwärtig genug, ihn noch wenigstens sanft an die Rechnung zu mahnen, die er vor lauter Eile um ein Haar vergessen hätte.

22.

Der Nachrichtendienst des Barons Lussac hat durchaus zuverlässig gearbeitet. Mehr als der halbe Tag geht zwar noch mit allerlei Formalitäten hin, aber kurz nach fünf Uhr kann Maître Blanchard, glücklich über den raschen Erfolg seiner Schritte, den gegen Kautio n aus der Haft entlassenen Untersuchungsgefangenen Dominik Raffal im Büro der Verwaltung abholen und durch einen Seitenausgang zum Auto bringen. „Die Reporter und Photographen vor dem Hauptportal können lange lauern“, sagt er mit beinahe jungenhafter Schadenfreude, während er den Motor anspringen lässt. „Ich denke, Sie kommen jetzt gleich mit mir in meine Privatwohnung, damit wir alles weitere bei einer Tasse Tee in Ruhe miteinander besprechen können. Im Büro wären wir doch nicht vor Presseleuten sicher.“

Raffal muss sich einen kleinen Ruck geben, um die freundliche Einladung mit ein paar höflichen Worten anzunehmen. Am liebsten möchte er jetzt überhaupt keinen Menschen sehen, aber schliesslich kann man nicht gut ablehnen.

In der wohlthuend gepflegten Atmosphäre des Hauses beginnt die krampfhaft Angespanntheit seiner Nerven sich allmählich zu lockern.

Und als er sich dann zu Blanchard an den Schreibtisch setzt, wo schon ein dickes Aktenkonvolut aufgeschlagen liegt, fühlt er, dass sein Kopf plötzlich wieder freier und klarer arbeitet.

Der Maître bemerkt mit freudiger Überraschung die wohlthätige Veränderung im Wesen seines Klienten und überlegt im stillen, ob er nicht gleich diese gute Stunde benutzen soll, um eine Aussprache zwischen Raffal und Ariel Caliga herbeizuführen. Aber als er nur ganz nebenbei diesen Namen erwähnt, geht in Raffals Gesicht eine merkwürdige Veränderung vor, etwas wie eine plötzliche Versteinerung, so dass es geraten erscheint, dem Gespräch rasch eine andere Wendung zu geben. Es ist sowieso nicht ganz einfach, Raffal auf diplomatische Weise von der Frage abzulenken, woher die Kautio n für seine Freilassung eigentlich gekommen ist. Aber es gibt zum Glück so vielerlei anderes, worüber zu reden ist. Sehr wichtig zum Beispiel wird es sein, dass Raffal die Möglichkeit erhält, wieder sein Laboratorium zu benutzen, das noch immer versiegelt ist. Nur für die Wohnräume hat sich schon damals gleich nach dem Einbruch die Aufhebung der gerichtlichen Beschlagnahme erreichen lassen. Wenn, wie zu befürchten, die gestohlene Quarzampulle unauffindbar bleibt, muss Raffal sich sofort an die schwierige Arbeit machen, eine entsprechende Quantität seines Elements neu herzustellen, um vor gerichtlichen Sachverständigen sein Verfahren demonstrieren zu können.

Es geht schon auf Acht, als die Beratung schliesslich beendet ist. Aber als der Erfinder sich rasch verabschieden will, hält ihn Blanchard zurück.

„Wollen Sie wirklich noch heute abend nach der „Alten Mühle“ hinaus?“ fragt er etwas besorgt. „Sie haben doch wahrscheinlich keine Verbindung mehr von Menton?“

Raffal zuckt die Achseln. „Macht nichts, ich bin den Weg schon oft zu Fuss gegangen. Knapp dreiviertel Stunden.“

Blanchard schüttelt bedenklich den Kopf und schaut zum Fenster, an dem gerade ein paar schwere Regentropfen aufschlagen.

„Das wird ein Hundewetter“, sagt er und überlegt dabei, dass es auch abgesehen vom Wetter für Raffal vielleicht einermassen riskant sein könnte, den Weg so allein bei stockfinsterner Nacht zu machen. „Wenn Sie in unserm Fremdenzimmer übernachten wollen —“

Aber Raffal will nichts davon hören. Er hat es eilig heimzukommen, wenn ihn auch niemand heute erwartet, denn der Junge ist natürlich noch bei André und bisher ist keiner von beiden verständigt worden.

Schliesslich aber gelingt es Blanchard, seinen Klienten zu einem „Vergleich“ zu überreden, wie er lachend sagt:

„Wir essen noch rasch hier zu Abend, und dann fahre ich Sie mit dem Wagen selber zur „Alten Mühle“ hinaus.“

„Ich weiss wirklich nicht, wie ich Ihnen für all Ihre Freundschaftlichkeit danken soll, Maître“, sagt Raffal in einem vor innerer Bewegung beinahe etwas feierlichen Ton. Aber Blanchard schüttelt lachend den Kopf.

„Alles nichts als beruflicher Ehrgeiz. Sie sind der interessanteste Fall meiner ganzen Praxis. Wenn Sie jetzt noch fünf Minuten meiner Frau Gesellschaft leisten wollen. Ich packe nur eben die Akten zusammen.“

Und damit drängt er seinen Gast freundlich zur Tür, um dann, rasch an den Schreibtisch zurückgekehrt, die Nummer des „Hotel des Etrangers“ zu verlangen, wo Ariel Caliga schon lange auf seinen Anruf wartet.

Seit sechs Uhr sitzt sie vor dem kleinen Tisch in ihrem Hotelzimmer und starrt abwechselnd auf die Uhr und auf den Telephonapparat, der hartnäckig stumm bleibt. Einmal läutet er, aber da ist es eine falsche Verbindung. Und als endlich, endlich ein paar Minuten vor Acht der ersehnte Anruf kommt, ist es eine Enttäuschung.

Sie hört es gleich an dem etwas befangenen Ton, in dem Blanchard spricht. Ja, er habe zwar seinen Klienten jetzt wesentlich ruhiger gefunden — nicht mehr so teilnahmslos. „Es sah beinahe so aus, als ob man vielleicht den Versuch machen könnte, Sie mit ihm zusammenzubringen. Aber schon die ganz beiläufige Erwähnung Ihres Namens ergab eine so heftige, wenn auch nur mimische Reaktion, dass —“

Die Stimme am Telephon stockt und Ariel unterbricht rasch dies bedauernde Zögern.

„Gut“, sagt sie in einem erzwungen festen Ton, „gut — oder vielmehr schlimm. Jedenfalls also bleibt Ihrer Meinung nach nichts anderes übrig, als noch weiter abzuwarten, ein paar Tage oder —“ das klingt nun doch fast wie ein Verzweiflungsschrei — „ein paar Wochen oder — — —“

Sie hört nur noch mit halbem Ohr, dass die Stimme am Telephon ihr ermutigend zuspricht. „Sie können ganz ruhig sein, ich werde tun, was ich irgend kann. Ich fahre ihn heute abend noch selber zur „Alten Mühle“ hinaus. Vielleicht finde ich unterwegs irgendwie leichter Zugang zu ihm.“

Dann ist das Gespräch zu Ende und Ariel sitzt wieder mit starren Augen vor dem verstummten Apparat, der sie in seiner gleichgültigen, vernickelten Korrektheit höhnisch anfunkelt wie ein böses, verstocktes kleines Tier. Sie muss sich abwenden, um nicht mit der Faust danach zu stossen. Sie springt auf und beginnt im Zimmer auf und ab zu laufen, mit langen, rastlosen Pantherschritten, als ob sie sich selber davonlaufen möchte. Wenn wenigstens Yvo jetzt da wäre.

(Fortsetzung folgt)

Bierquelle

Casino